



Andreas Niedermann

**Das Flackern der Flamme
bei auffrischendem Westwind**

Stories, Berichte, Skizzen

songdog
verlag

Die Erstausgabe erschien 2006
im Songdog Verlag.
Sie wurde 2010 mit neuen Texten ergänzt.

© Songdog Verlag, Wien

Erweiterte Auflage 2010
Covergestaltung: Yvo Egger

ISBN 978-39501976-1-7

„Denk dran: Keine Furcht, kein Neid, keine Niedertracht!“
Liam Clancy

INHALT

Die Kunst des Haarschneidens.....	10
Beruf: Bettler.....	13
Dramaturgie.....	15
Mütter, Töchter und Enkel.....	19
Don't try.....	21
Im Süden des Nordens des Westens.....	25
Schöne Tage.....	28
Denunziationen eines Fitnesstrainers.....	34
Die beste Stadt für Hunde.....	40
Von eigenen Gnaden.....	47
Magie und Verlust.....	53
Fauser was here.....	58
Prekarität.....	62
Charakter.....	64
Down from the Mountains.....	65
Brot, Wein und Tabak.....	67
Der Boxer.....	68
Es tut immer noch weh.....	69
Zu jener Zeit und danach.....	71
Chililiebe.....	73
In den Bergen.....	75
Party ohne Mädchen.....	76
Was Epikur mich lehrte.....	78
Medienarbeit.....	79
Sprechen Sie Deutsch?.....	81
Verstehen Sie Österreichisch?.....	92

Popstars.....	114
Testosteron.....	120
Whipping Post oder warum es keine schwulen Fußballer gibt.....	124
Die Erschließung des Niklaus M.....	134
Abgang eines Dichters	138
Mud Slide Slim und ich, sein Chili-Dog	141
Schon immer. Nie wieder.	145
Confiteor.....	152

*„Das Flackern der Flamme bei auffrischendem Westwind?“
Niemand wird sich diesen Titel merken können. Nach nur einem Mal lesen. Sei's drum. Trotzdem, es geschieht etwas. Man sieht ein Feuer. Es brennt, knasternd und ruhig. Der Rauch mag, wie bei Abels Opferfeuer, schnörkellos gerade in den Nachthimmel aufsteigen. Aber dann, mit einem Mal: Wind kommt auf. Eine Bö erst, dann eine zweite, noch eine. Die Flammen ducken sich. Das Prasseln wird lauter und der zugeführte Sauerstoff lässt die Glut hell aufleuchten. Die Flamme flackert. Die Pupillen weiten sich. Der Herzschlag wird ein wenig schneller und man wird richtig wach.*

Ich sehe mich in einer der Nächte, die ich als Kind bei meinen Großeltern verbracht habe. Oben auf dem Hügel, in diesem - mir riesig erscheinenden - Haus, direkt über dem kleinen Dorfbahnhof. Ich liege wach - den Kopf voller Schlager und Comics - in den brethart gestärkten Leinentüchern. Ich fühle mich wohl. Es ist alles in Ordnung und wunderbar still.

Dann plötzlich ertönt der langgezogene, sehnsüchtige Pfiff einer Lokomotive. Er geht dem schmerzlichen Gekessel eines Güterzuges voraus, der direkt unter dem Haus durchfährt. Während dessen ist alles in Aufruhr. Die Fensterscheiben vibrieren, singen, das Haus scheint zu stöhnen. Die Geräusche verlieren sich nach und nach in der Ferne, und schon bald ist es wieder so still wie vorher. Nur meine Gedanken haben sich verändert, sie sind nicht mehr bei den Songs, den Comics, dem Fußballspiel. Etwas zieht. Ein leichter Schmerz. Ein eigenartiges Gefühl. Es tut weh und macht auf unerklärliche Weise glücklich.

Dieses Gefühl ist immer noch da.

DIE KUNST DES HAARSCHNEIDENS

Ich sitze im Drehsessel und lese in der Zeitschrift „Profil“. Lesen, um nicht mein verärgertes Gesicht im Spiegel betrachten zu müssen. Denn ich muss Geduld haben, da *sie* gerade eine karottenrote Kundin bedient, deren schlaffe, dünne Haare sie mit einem Kamm bearbeitet.

Sie unterhalten sich leise. Ihre Stimmen füllen den 4 Meter hohen Raum, wie mir scheint, mühelos. Und jetzt erst, entdecke ich im Spiegel, dass beide rot gefärbte Haare haben. Sie, meine Friseurin, bevorzugt ein Rot, das einer blassen Mandarine ähnelt. Aber ich kann mich irren.

Ihre Unterhaltung ist gepflegt, eine Art konzentrierte Plauderei, und, ich spüre förmlich, wie sie sich bemüht die Spannung zu halten, den artigen Tonfall, die höfliche Konzentration. Das würde sich gleich ändern. Soviel ist gewiss. Damit ist es in wenigen Minuten vorbei.

Nachdem sie die Kundin unter allerlei Höflichkeiten - die in ihrer Übertreibung an Beleidigungen anstreifen - aus der Tür komplimentiert hat, und sie mit mir allein im Raum ist, schraubt sie als erstes die Lautstärke um zwei, drei Zähler hinauf. Die Stimme nimmt ihre normale schrille Färbung an und schrammt an meiner Kopfhaut vorbei ins linke Ohr. Sie bindet mir die Schürze um, macht einen Witz über den aufgedruckten Flamingo, ein Witz bezüglich des Flamingo-rosa, dessen Pointe mir natürlich entgeht und lässt einen ihrer berechtigten Lacher explodieren.

Ihr Deutsch hat sich in all den Jahren meiner Besuche nicht um einen Grammatikfehler verringert, und die Ungarin hört man in jeder Silbe heraus. Alles was vorher artig und höflich - aber ohne jede Unterwürfigkeit - war, ist in reines

Temperament verwandelt. Und ich weiß, was ich an ihr habe. Eine kleine Ungarin in einem halbwegs mit Geschmack eingerichteten, etwas ältlich wirkenden Friseurladen. Wie einmal eine junge, mit allerlei Blech gespickte Passantin zu ihrer Begleiterin bemerkte: „Schau mal, ein Friseurladen mit Vorhängen.“ Da ging mir das zum ersten Mal auf. Ich begann auf Friseurläden zu achten und entdeckte tatsächlich, dass die „neue Transparenz“ Einzug gehalten hatte. Keine Vorhänge mehr, keine Kopf-Frisur-Poster in der Auslage. Dafür aber die Kunden auf den Sesseln, ernst wie bei einer Operation und sehr bedeutsam. Demokratisches Haarschneiden. Transparenz muss sein, nicht in der Politik, aber beim Friseur.

Kein Wunder also, dass Frau Judith sich hin und wieder herablässt sich Sorgen zu machen. Die Kundschaft stirbt ihr weg. Sozusagen unter der Trockenhaube. Als wäre das Richten der Haare eine Vorstufe zur Mumifizierung. Aber sie gestattet es sich (und auch uns Kunden) nicht, zu klagen. Von Ausnahmen abgesehen. Überhaupt, sie hasst nichts mehr, als die „Österreich-Jammerei“ wie sie sagt, verachtet dieses höchst aktive Beklagen von Zuständen (ohne dabei zumindest den Willen nach einer Veränderung erkennen zu lassen). Frau Judith ist die typische Immigrantin: Vital, auf sich gestellt, fleißig, voller Energie und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Aber auch bis zur Halskrause angefüllt mit Wut und Unverständnis gegenüber den Eingeborenen, deren Phlegma offenbar ihren lebhaften Geist malträtiert. Wir verstehen uns also.

Während ihre Schere klackend und schnippelnd meinen Kopf umflattert wie ein stählerner Schmetterling, fühlt sie mir auf den Zahn. Ihr Gespür für Aberrationen ist phänome-

nal. Sie kennt ihre Schurschäfchen. Sie knetet meinen Ärger, den ich wegen einer „Nichtigkeit“, wie es meine Umgebung nennen würde, aufgezogen habe. (Aber sind es denn nicht immer Nichtigkeiten, die einem zusetzen?)

Ihre Massage macht meinen Ärger geschmeidig. Schon bald quillt er aus meinem Mund, und es dauert keine zwei Minuten bis sie ihn unter Kontrolle gebracht, sich seiner angenommen und zu ihrem eigenen gemacht hat. Und sie lässt ihm nun alsbald, anstatt meiner, freien Lauf. Und natürlich ist sie viel besser als ich. Sie setzt die richtigen Akzente und versteht es ihre Stimme einzusetzen. Außerdem ist sie radikaler, kompromissloser in der Formulierung. Und während ich meinem Ärger aus ihrem Munde zuhöre, schneidet ihre Schere mir einen neuen Haarschnitt.

Wie seltsam. Als ich zahle, bin ich gut gelaunt. Ihre Wangen sind beinahe so rot wie ihre hoch toupierten Haare. Ich habe das Gefühl einem Stammeszauber beigewohnt zu haben. Ich bin nun ganz sicher: Sie ist einfach gute Medizin.

BERUF: BETTLER

Ich habe über ihn geschrieben. Nein, stimmt nicht ganz. Er diente mir als Modell für eine Romanfigur. Seither tue ich so, als hätte ich ein schlechtes Gewissen deswegen. Aber in Wirklichkeit schlafe ich bestens und verschwende in den Nachtstunden keinen Gedanken an seine Existenz. Schließlich habe ich für das Modelling bezahlt. Und bezahle noch. Außerdem schreibe ich immer wieder mal über andere Leute. Ohne dafür zu zahlen.

Aber dieser Bursche hat einen interessanten Beruf. Er ist Bettler. Das spricht meinen Sinn fürs Praktische an und verleiht dem Mann im Heer der Arbeitslosen, der ‚noch-nicht-Arbeitslosen‘ oder der ‚schon-fast-Kriminellen‘, eine Art Glamour. Und womit er mich vollends für sich einnimmt (und da habe ich eine Schwäche für): Er macht seine Arbeit gut! Eine wirkliche Rarität in dieser Stadt. Da muss man lange suchen.

Er hat verschiedene Standplätze über die City verteilt. Einer davon ist die U-Bahnstation gleich um die Ecke. Da steht er. Vor den eisernen, mit grüner Farbe gestrichenen Bögen gleich bei den Rolltreppen. Jemand hat mir berichtet, dass er früher eine Violine dabei hatte. Richtig spielen konnte er nicht, nur mit dem schlaffen Rosshaar des Bogens die Saiten massieren. Die Bekannte – eine leidende Musikerin – anerbote sich, ihm wenigstens die Geige zu stimmen. Ich habe vergessen, ob sie es geschafft hat oder nicht. Aber ihre Kritik war insofern erfolgreich, als dass er die Violine zu Hause ließ (dem Besitzer zurückbrachte?) und sich aufs Singen verlegte. Singen ist ein Euphemismus. Ein Singsang dringt von ganz unten aus seinem dicken Bauch. Er scheint sich damit

selber einzullen, um das Rumstehen besser zu ertragen. Da steht er, von den entflochtenen Tönen umschwärmt wie von schwermütigen, slawischen Hummeln. Den Rest erledigen seine großen braunen, basedowschen Augen unter den buschigen Brauen. Gut, die Hand ist auch noch mit im Spiel. Arm lang, an den Körper angelegt, Handrücken am Oberschenkel. Seltsam verdreht. „Das Handi aufhalten“, heißt das hier, in Ösi-County. Offen und doch versteckt. Er ist schlau. Ein Profi. Es wäre nicht leicht, ihm Bettelei nachzuweisen. Er hat so seine Kunden. Eigentlich ist er Portier. Freischaffender Portier der U-Bahn. Er erfreut uns mit seinem Singsang und seinen rollenden, braunen Augen und den prallen Plastiksäcken, die neben seinen Füßen stehen.

Da er nicht von allen Geld nimmt, sind wir etwas Besonderes. Es scheint so. Aber wer weiß das so genau? Da wo er sich den ganzen Tag über aufhält, eilen wir nur vorbei. Manchmal muss er seinen Singsang unterbrechen und Gespräche führen. Mit einem Kunden. Des Langen und Breiten. Ich schätze, das wird nicht ganz billig sein! Aber warum denn nicht? Man bezahlt doch für alles.

Ich sehe ihn jetzt oft mit andern ins Gespräch vertieft. An dem Mann muss etwas dran sein.

Jetzt habe ich schon wieder über ihn geschrieben.

Das wird wieder kosten.

DRAMATURGIE

An diesem traurigen Novembertag scheint die Sonne. Ein vollkommen klarer Nachmittag, nur über dem Stau auf der Autobahn senkt sich der gelbe Ball in einen abgasmilchigen Horizont und es macht den Anschein als würden wir durch einen zu Ende gehenden Sommerabend fahren. Es ist gerade 14 Uhr.

Vor der Abdankungshalle wartet die Trauergemeinde. Frauen tragen Blumen in den Händen, nicht wie sonst in der Armbeuge, die Kelche nach oben, diesmal zeigen die Blüten nach unten. Wir stehen in kleinen, losen Gruppen herum. Wenn jemand spricht, tut er es mit gesenkter Stimme. Das ist angenehm. Auch die schwarze Kleidung der Trauernden. Die schlanken Schatten der kahlen Bäume fallen auf uns.

Die Kinder tollen nicht herum wie sonst. Man verbietet es ihnen nicht, aber sie empfinden das Besondere. Auch die Kleinsten. Meine ältere Tochter schmiegt sich an mich, als wir die Abdankungshalle betreten. Ich lege ihr die Hand auf die Schulter.

Über den Köpfen der Trauergäste - wie freischwebend - der Sarg. Der Blumenschmuck und der silberbestickte schwarze Damast die ihn fast zur Gänze bedecken, verleihen ihm Wucht. Stille entströmt den Mänteln der Trauernden. Ich muss nun daran denken, dass in jeder Sekunde ein Handy losdudeln könnte. Was würde geschehen? Mitten hinein in die tranige und schleppende Stimme des jungen Priesters, der nun zu sprechen anhebt? Eine Popmelodie von Shakira? Obwohl kaum jemand so aussieht, als hätte er je vom Popsternchen gehört. Vorherrschend der gepflegte, diskrete Klingelton, vielleicht was von Mozart oder Schubert? Aber

nichts dergleichen geschieht. Selbst die Telefone schweigen, das ununterbrochene Gebabbel im Aether macht Pause. Ich höre nur das leise Schluchzen der Frauen. Man hatte mich gewarnt. „Beerdigungen sind nichts Schönes“, verriet mir ein Wiener Freund. No na! Und wirklich, die letzte an der ich teilgenommen hatte, liegt lange zurück. Dieser eigenartige, nagende Widerwille, oder, anders gesagt, die Suche nach plausiblen Gründen, um sich vor Unausweichlichkeiten dieser Art zu drücken und seiner Eigensucht nachzugeben, erinnerte mich an die Geburten meiner Kinder. Wie gerne hätte ich mich entzogen! Gekniffen. Im alten Stil. Rauchend – damals noch – und nervös auf und ab gehend im hallenden Flur. Aber wie soll so etwas gehen? Wie soll man sich den absoluten Dingen des Lebens entziehen? Es wäre nur um den Preis verächtlicher Feigheit und beinahe dröhnender Würdelosigkeit zu bekommen.

Aber nun kommt Bewegung in die Masse der Menschen. Der Trauerzug folgt stockend den Sargträgern in die Abdankungshalle. Man verteilt sich. Die größeren Kinder finden sich an der Balustrade zusammen. Der Priester spricht. Sein Vortrag ist ohne Emphase, routiniert macht er seinen Job und die Worte klingen taub und wurmstichig, aber, denke ich, das Timing stimmt. Er macht es kurz. Danach ist der Bruder der Toten dran. Er spricht lässig, Hand in der Hosentasche. Die Verstorbene - sagt er – sei ein widerspenstiges Kind gewesen und als Erwachsene außergewöhnlich direkt, ohne Umschweife, undiplomatisch. Möchten wir nicht alle, dass uns genau das nachgesagt wird? Aber vermögen wir es auch zu leben? Und wenn, warum?